

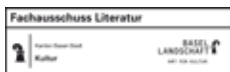
Seraina Kobler  
Tal der Schwalben

ROMAN

Diogenes

Covermotiv: Illustration von Frank Godwin  
Copyright © Frank Godwin

Dieser Roman wurde mit einem Werkbeitrag  
des Fachausschusses Literatur BL / BS gefördert



Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur  
für die Jahre 2026–2028 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im  
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2026  
Diogenes Verlag AG Zürich  
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch  
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):  
truepages UG (haftungsbeschränkt)  
Westermühlstraße 29, 80469 München  
info@truepages.de  
60/26/852/1  
ISBN 978 3 257 07377 5

Ihr werdet Frühling sein  
und Herbst werdet ihr sein  
und alles in allem.



EINE ANDERE SCHWEIZ.  
ZU EINER NEUEN ZEIT.



# Inhalt

Der Sturz

II

ERSTER TEIL

Am Genfersee

15

ZWEITER TEIL

Restland

121

*Gletscherschmelze*

122

DRITTER TEIL

Metropolitane

245

Dank

343



## Der Sturz

Jede Katastrophe hat ihren eigenen Klang, vielleicht ist er zunächst in seiner Banalität nicht zu unterscheiden von einem Kiesel, der den Hang hinunterrollt. Und doch baut sie sich beinahe unbemerkt, aber stetig auf, über Tage, Wochen und Jahre hinweg. Andere Katastrophen geschehen urplötzlich. Auch die kennt man hier oben.

Genau wie den schlammigen Schwefelgeruch, der beim Zermalmen der Felsen entsteht. Der Bergsturz an jenem verhängnisvollen 14. September erfolgte fast aus heiterem Himmel. Es war ein strahlender Morgen, so hell, dass er in den Augen blendete. Nicht ungewöhnlich, wären da nicht die Blitze gewesen, die in den dunkel verhangenen Gipfel des Arabrena einschlugen, als wollten sie ihn mit Elektrizität aufladen. Ein Nachhall aus Donnerschlägen wie eine akustische Mauer – und dann: ein gewaltiges Krachen, ein Rutschen und Tosen, ungleich lauter als das übliche Ächzen im Gletschereis. Einige sagten, sie hätten die Luft gespürt, die der Berg vor sich ins Tal schob. Gefolgt von einer immer mächtigeren Staublawine. Erst danach wurde es still.

Der nationale Erdbebendienst verzeichnete während des Sturzes an der Südostgrenze seismische Ausschläge, die einem Beben der Stärke 3 entsprachen. Später verschwanden

die Aufzeichnungen, wie andere zuvor, auf bis heute ungeklärte Weise.

Das ist auch der Grund, weshalb die Akademie der Wissenschaften in ihrem jährlichen Gletscherbericht mit keiner einzigen Silbe erwähnt, dass die Nordflanke des Arabrenagletschers seit dem Sommer zuvor in stetiger Bewegung ist. Dort, wo der Gletscher schwindet, stauen sich leuchtende Seen. Gewaltige Spalten klaffen in den Steilwänden, sein leeres Felsbett liegt da wie ein riesiges, entblößtes Skelett.

Wenn das Eis schmilzt, bleibt eine schmierige, dunkle Masse zurück. Sie klebt an den Händen, heftet sich an die letzten Bruchstücke schmutzigen Eises, an den Firn, einst so rein wie das Kreuz im roten Fahnenquadrat, nun schwarz geworden.

Früher glaubte man hier, dass die darin gefangenen Seelen erlöst werden, wenn das ewige Eis schmilzt.

Maria, Barmherzigkeit. Gerade werden viele Seelen erlöst. Steigen in den offenen Himmel hinauf, durchs Strahlenmeer ins Sternenheer. Davon unbekümmert wandert die Felsmasse. Zieht an Seen vorbei mit Wasser, so türkisblau, als wollte es leuchten – bevor es als Flutwelle über die Stau-mauer und ins Tal zu brechen droht. Alle paar Tage brechen neue Stücke ab, riesige verwaschen erdbraune Kolosse stürzen hinab, zuerst in breiten Bahnen, die sich am Bergrücken verzweigen und wieder vereinen, bis sie in Schuttkegeln Ruhe finden.

Schon die Urgroßväter und Großmütter sagten, der Berg wird kommen. Fernes Glockengeläut dringt aus der Finsternis, eine Warnung an all jene, die beim Nachtlämpchen in der Stube sitzen und im Nebelflor warten.

Noch ist das letzte Wort ihrer Rede nicht verklungen. Noch leuchten gelbe Quitten in ihren Gärten, verströmen einen betörenden Duft. Süß und pelzig warm mit einem Hauch von Zitrone. Noch hält der Berg, noch trägt er sie. Doch sein Grollen wird lauter.



ERSTER THEIL  
Am Genfersee



Auf der Rue du Simplon riecht es nach Frühlingssonne und Tränengas. Die Schlange unter den gestreiften Markisen vor der Bäckerei ist an diesem Morgen gerade so lang, dass Alesch sich überwinden kann, sich anzustellen. Er schließt das Herrenrad an einen Laternenpfahl und stellt sich in den gezackten Schatten, den das Blätterkleid der Platanen auf den Asphalt wirft. Jemand spritzt mit einem Schlauch nasse Asche von den halb verkohlten Müll-eimern.

Vor ihm echauffiert sich eine Dame über die Demonstrationen rund um den Bahnhof. Sie trägt weit geschnittene Leinenkleidung, an ihrem Arm klirren Goldreife, und sie hat ein Mädchen an der Hand, wie eine kleinere Kopie ihrer selbst. »Undankbares Volk aber auch«, knurrt sie mit Blick auf ein übergroßes Plakat an der Stirnseite des benachbarten Wohnhauses.

*Menteurs*, »Lügner«, ist in fetten Großbuchstaben über die farbenfrohe Abbildung des Seeufers gesprüht worden, an dem in wenigen Tagen die neue Landesausstellung eröffnet werden soll. Das Plakat wie die Ausstellung selbst: eine stilistische Reminiszenz an die Sechzigerjahre des letzten Jahrhunderts. Denn je schwärzer die Zukunft, umso besser kann man sich in der Vergangenheit verkriechen.

Oder in diesem Fall in einer Zukunft, wie man sie sich früher vorgestellt hat. Vielleicht nicht die originellste Idee, aber verlässlich. Zumindest in technologischer Hinsicht: einfachere Lösungen, einfachere Wartung, einfachere Reparatur.

Wie schon damals bei der letzten Landesausstellung 1964 treiben schwimmende Inseln auf dem See. Zeppeline kreisen im Himmelsblau, ihre schuppigen Bäuche fangen Sonnenlicht. Ein Riese ragt wieder mehrere Stockwerke über die Platanen von Ouchy. Seine mächtigen Hände halten die Umrisse des Landes in die Höhe. Und tatsächlich wirkt es dieser Tage so, als könnten nur noch himmlische Kräfte für die Schweizer Einheit sorgen.

Das kleine Mädchen in der Reihe vor Alesch dreht sich um, als hätte sie seinen Blick gespürt. Zu ihren Füßen ein etwas ramponierter Blechhund mit Rädern, der so klingt, wie er aussieht – und Alesch ebenso die Haare zu Berge stehen lässt wie Fingernägel, die gemächlich über eine Schieferfahle kratzen. Das Kind sieht ihm direkt in die Augen und rollt dabei das Spielzeug immer schneller und laut quietschend zwischen den schneeweißen Sandalen hin und her.

»*Quel boucan!*«, sagt die Leinenhosenfrau gerade zu ihrem Vordermann. Und macht eine ausladende Handbewegung in Richtung Bahnhof, von wo Sprechchöre und Geschrei zu hören sind. »Die glauben wohl, die Stadt gehört ihnen.«

»Eben nicht, das ist ja ihr Problem.«

»Aber deswegen legt man doch nicht gleich alles lahm.«

»Wenn die im Bundeshaus den interkantonalen Finanz-

ausgleich streichen«, sagt der Mann, »dann haben wir bald ganz andere Sorgen als die paar Demonstranten. *Landesausstellung* – für was für ein Land denn bitte? Kein Wunder, gehen die Leute auf die Straße. *Pardon, Madame ...*« Und er rückt auf den freien Platz vor der beleuchteten Bäckervitrine auf.

»Lass das, Elise«, weist die Frau das Kind abrupt zurecht.

»Du machst mich noch wahnsinnig.«

Alesch überkommt so etwas wie Mitgefühl. »Darf ich?« Er geht in die Knie, wühlt in seiner Tasche und zieht ein winziges Fläschchen hervor.

Der skeptische Blick des Mädchens wandert unter den kurzen Stirnfransen zur Mutter und dann wieder zurück zu ihm. Aber er scheint das kleinere Übel zu sein. Zumindest im Moment. Sie reicht ihm das Spielzeug, worauf er den Schraubverschluss öffnet und sorgfältig je einen Tropfen des Maschinenöls auf die Achse der Räder gibt. »*Et voilà*, fast wie neu.«

Warme Luft zieht durch die offene Backstubentür zu ihnen, über der es leise bimmelt. In den Regalen hinter der Theke reihen sich Baguettes mit spitzen Enden, runde Brotlaibe mit Kernen und andere Backwaren. Der Korb mit den Croissants ist bereits leer.

Da, wo Alesch herkommt, werden sie *Gipfeli* genannt, was zwei landestypische Merkmale in einem Gebäckstück vereint: die Erhabenheit der Alpen, die sich in Sichtweite am Horizont auftürmen – und die Neigung, sich beim Anblick ebendieser verkleinern zu wollen. So schrumpft der Gipfel auf dem Teller zu einem *Gipfeli*, als wäre in so einem winzigen Land, in dem gerade mal zehn Prozent der Fläche

besiedelbar sind, die Weite der Welt nur auszuhalten, wenn man sie verkleinert. Zumindest muss es früher einmal so gewesen sein, wie das sprachliche Überbleibsel beweist.

Alesch fragt nicht nach den Croissants, er weiß, dass die Verkäuferin dieselbe Antwort geben würde wie immer: »*Désolée, vous arrivez trop tard.*« Aus unerfindlichen Gründen ist niemand darum bemüht, das Angebot der Nachfrage anzupassen. Neben den *pains au chocolat* entdeckt er eine letzte, rotleuchtende Erdbeerjalousie. Die Glocke bimmelt erneut, und er bestellt rasch. Chantal liebt Erdbeeren. Als er gerade etwas Geld hervorkramen will, schiebt ein Mann einen Servierwagen mit duftenden Milchbrötchen aus der Backstube herein.

Alesch blickt amüsiert auf die mit blau-weiß-roten Zahnstocherfähnchen geschmückten Brötchen. »Ist schon der 14. Juli?«

»Heute, morgen, gestern.« Der Mann rückt seine mehlbestäubte Mütze zurecht. »Bei uns ist immer Tag der Französischen Republik, bis wir endlich auch Teil von ihr sind.«

Ein wenig sieht es aus, als salutierte er. Er ist einer von vielen, der mit der Entwicklung der Schweiz unzufrieden ist. Mit der Dominanz der Metropolitane, zu der sich die deutschsprachige Schweiz zusammengeschlossen hat. Mit den neuen inländischen Zöllen, der steigenden Mehrwertsteuer und den Sparpaketen des Bundes, die sich hier in der Westschweiz schmerzlich bemerkbar machen, anders als jenseits der Saane. Tatsächlich scheint der große Nachbar Frankreich hier, vom Südwesten des Landes aus betrachtet, die bessere Option zu sein. Kein Wunder, dass die Resultate bei den Abstimmungen zwischen den Landesteilen ausei-

inanderdriften wie ein umgekehrter Magnetismus und die französischsprachigen Kantone immer offener mit einem Übertritt sympathisieren. Die prekäre Lage macht sich auch schon seit Längerem in Aleschs Forschung bemerkbar, es fehlt an allen Ecken und Enden. Zumindest, wenn man einen wissenschaftlichen Anspruch auf Unabhängigkeit hegt. Seit die Ölfördermenge vor ein paar Jahren zur Herstellung von »systemrelevanten Gütern« wie etwa Medikamenten regulatorisch begrenzt und auf ein Minimum gedrosselt worden ist, wird fieberhaft nach neuen Technologien gesucht, um Dunkelflauten und leere Stromspeicher zu kompensieren. Lange würde die »mechanische Gesellschaft«, zu der sie unfreiwillig zurückgefunden hatten, dem politischen Zerfall und der damit einhergehenden Armutspirale nicht mehr standhalten. So gesehen, sind die Flaggen in den Milchbrötchen nicht einfach nur Flaggen, sondern ein Symbol für sehr viel größere Umwälzungen.

»Na dann«, Alesch zuckt mit den Achseln, »fünfmal die Republik, bitte. Und die Erdbeerjalousie da hinten.«

»*Volontiers.*« Der Bäcker greift lächelnd nach einer Papiertüte. Trotz der Jahre, die Alesch schon hier lebt, ist ihm ein unüberhörbarer Akzent geblieben. Die grazile Sprache will ihm, der mit den Lauten eines Berglers am anderen Ende des Landes aufgewachsen ist, einfach nicht richtig von der Zunge. Ebenfalls lächelnd zieht er eine Silberkarte des einzig verbliebenen Bankinstituts aus seinem Portemonnaie, tauscht sie dann im letzten Moment doch gegen einen größeren Schein.

Es ist ganz nützlich, ein bisschen Bargeld in der Tasche zu tragen. Nicht so viel, dass der Verlust bei einem Dieb-

stahl sehr schmerzen würde, aber genug, um sich aus der einen oder anderen brenzligen Situation zu befreien.

Mit einem »*A demain*« fällt sein Wechselgeld auf die gläserne Theke. Denn in einem Laden, der jeden Tag geöffnet ist, gibt es immer ein *Bis morgen*.

Das Lernzentrum unweit des Genfersees erhebt sich in sanft geschwungenen Blasen, als würde es sich über einem stark erhitzten Boden wölben. Bei der Eröffnung war der Betonkomplex eine architektonische Sensation gewesen. Doch dieser unterdessen in die Jahre gekommene Bau hatte noch eine entscheidendere Entwicklung ausgelöst, die wenig mit seiner künstlichen Topografie zu tun hat: Das Lernzentrum war der Startschuss für weitere Ableger der Eidgenössischen Technischen Hochschule, mit denen sich zahlungskräftige Unternehmen einen wachsenden Teil der naturwissenschaftlichen Forschung sicherten.

Alesch nimmt die Abkürzung durch den Innenhof. Vor einem hölzernen Pavillon, der sich in einer Art Doppelhelix in die Höhe windet, bleibt er stehen. Er zieht seinen Ausweis aus der Tasche und hält ihn dem älteren Herrn hin, der in einer gläsernen Empfangskabine steht. Dieser nickt ihm zu, dabei rutscht seine Lesebrille noch weiter auf die Nasenspitze. In seiner Bauchtasche rasseln Schlüsselbunde, mit denen sich jede Tür des weitläufigen Gebäudekomplexes öffnen lässt. Oder fast jede. Jean-Marc wirkt wie eine zu gutmütige Version des Hauswarts an Aleschs alter Dorfschule. Vielleicht war er vor seiner Rente auch Hauswart. Jetzt ist er einer der vielen Rentner, mit denen die Eingangs-

schränken besetzt wurden, nachdem die Sicherheitsvorkehrungen auf dem Gelände verstärkt werden mussten. »Sieht nach einem guten Morgen aus ...« Jean-Marc zeigt auf die knisternde Tüte, die sich Alesch unter den Arm geklemmt hat.

»Wollen wir den Tag mal nicht vor dem Abend loben.« Alesch passiert das Drehkreuz, ein kleines Lächeln huscht doch über sein Gesicht. »Aber stimmt schon, besser eine schwierige Projektphase mit frischen Backwaren als ohne ...«

Sein Büro ist erfüllt von angestauter, zu warmer Luft. Die drei miteinander verbundenen Bildschirme leuchten auf, als Alesch auf eine Taste drückt. Ohne abzulegen, studiert er ungeduldig die vorbeiziehenden Zahlen und Buchstaben. Er gibt ein paar Befehle ein, und die Reihen ziehen in immer rascherem Tempo nach unten, als hätte er in einem Spiel das nächste Level erreicht.

»Sehr gut«, murmelt er zufrieden und kontrolliert erneut die Versuchsergebnisse der Nacht. Wenn sich seine Vermutung bestätigt, dann stehen sie kurz davor, das fehlende Bindeglied zu entdecken. Ein Wettlauf gegen die Zeit, aber auch gegen die anderen Labore, in denen weltweit an vergleichbaren Reaktoren zur subthermalen Fusion geforscht wird.

Ihr Ansatz unterscheidet sich von allen anderen, weil sie das Zusammenspiel mit dem Teilchenbeschleuniger, dem präzisesten aller Werkzeuge, so perfektioniert haben, dass das Gelingen zum Greifen nahe ist. Wenn es weiterhin gut läuft, werden sie eine reine Energiequelle erschaffen ohne die massiven Abfallstoffe der Kernspaltung oder den gigan-

tischen Aufwand der heißen Fusion. Doch selbst im Kleinformat ist eine konstante Kühlung notwendig.

Immerhin ist die Entstehung von schwarzen Löchern durch den Teilchenbeschleuniger bisher nur Spekulation geblieben, auch wenn er die energetische Ladung und damit auch das Risiko auf ein noch nie da gewesenes Niveau kapultiert. Das Potenzial für unvorhersehbare Zwischenfälle, sei es in Form von Überhitzung, elektromagnetischen Feldern oder hochenergetischer Strahlung, bereitet Alesch Kopfschmerzen ... Bis zur Marktreife muss ohnehin noch einiges geprüft werden, damit schädliche Strahlungsformen ausgeschlossen sind. Denn sonst ist die Methode auch nicht mehr wert als ihre verbotenen Vorgänger.

Im Pausenraum ein paar Türen weiter stapelt sich schmutziges Geschirr vor dem noch warmen Kaffeeautomaten, auf den Alesch jetzt drückt, woraufhin zwei dunkle Fäden in ein Tässchen mit dem Bild von Schrödingers Katze laufen. Die Zimmerpflanzen in der Ecke sind kürzlich von einem feinfühligem Doktoranden durch getrocknetes Pampasgras ersetzt worden. Denn das braucht im Gegensatz zu der immer gelber werdenden Monstera keine Pflege. »Die überstehen selbst einen Atomkrieg«, hatte der junge Mann verkündet, der es wohl nicht ertragen hatte, dass sich im Untertopf immer zu viel Wasser gestaut hatte oder gar keines, wie eine nicht zu lösende Gleichung. Jetzt verleihen die luftigen Wedel dem mit geschlossenen Lamellen verdunkelten Raum einen Hauch von Süden.

Alesch entfernt die Zahnstocherflagge, will sie wegwerfen, klemmt sie dann aber doch unter einen der Magnete am

Kühlschrank. Er beißt vom Brötchen ab, zieht kauend einen Filzstift aus der Schublade und kritzelt auf die Papiertüte mit dem Gebäck: »*Meta*«, ein Begriff aus der Physik und ein Gruß an seine Kollegen, dass sie über das Bekannte hinausgehen, eine neue Stufe erreichen werden. Oder sich zumindest ein bisschen weiter vortasten.

Dann platziert er die Tüte gut sichtbar auf dem langen Esstisch. Nur die Erdbeerjalousie stellt er samt Verpackung in den Kühlschrank, mit einem trockenen *Chantal Davel* versehen, da ihm in der Eile keine Widmung einfällt. Oder zumindest keine, die von seinen Kollegen gesehen werden darf. Anschließend kippt er seinen Espresso hinunter, der gerade so weit abgekühlt ist, dass er sich nicht den Gaumen verbrennt.

Die Leuchtanzeige am Fahrstuhl kennt nur eine Richtung: nach unten. Alesch legt den Zeigefinger auf ein mattglänzendes Kästchen neben der Tür, und die Kabine setzt sich leise summend in Bewegung. Denn mit jeder Etappe in die Tiefe wird die äußere Welt leiser und die Sicherheitsvorkehrungen strenger. Alesch durchströmt eine konzentrierte Ruhe, wie vor einem Wettkampf oder einer Prüfung.

Als das Lämpchen an der Stockwerksanzeige auf Tiefrot springt, steigt er aus. Ein kahler Gang führt zu den Garderoben, Alesch schnappt sich beim Eintreten einen der bereitgehängten Kittel samt verschweißtem Päckchen mit Schutzutensilien. Während er seine fast schulterlangen schwarzen Haare zu einem Knoten am Hinterkopf schlingt, denkt er an eine Bemerkung, die Chantal erst kürzlich beim Frühstück gemacht hat. Sie fand, er werde hier unten für sie zu einem anderen Menschen. Ihm war nicht ganz klar ge-

wesen, ob das nun als Kompliment gedacht war oder nicht. Wahrscheinlich formulierte sie damit aber etwas, das er selbst fühlt: sein klareres Selbst, das sich nur auf diese eine Aufgabe konzentriert und komplett darin aufgeht. Was zugegebenermaßen auch alles andere an den Rand drängt. Doch vielleicht waren sie beide so oder auch vom Wissenschaftsbetrieb so gemacht worden: Ging es um ihr jeweiliges berufliches Weiterkommen, war sich jeder selbst am nächsten.

Die »Schleuse«, wie sie den Umkleideraum nennen, bringt ihn diesem Zustand näher mit ihren Betonwänden, an denen Notfallpläne angebracht sind. Nichts lenkt hier vom Wesentlichen ab. Links und rechts weitere Stahltrep-pen und Ausgänge, die bei einem Stromausfall aus dem unterirdischen Labyrinth nach draußen führen. Indirektes Licht strahlt von den Deckenkanten und weist den Weg vorbei an schweren, luftdichten Türen.

Das Labor selbst ist eine offene Kaverne, eine künstliche Höhle tief unter der Erde, in der es immer gleich hell und gleich kalt ist. Ein in sich geschlossener Mikrokosmos mit eigener Stromversorgung. Hier wird nach dem gesucht, was die Welt zusammenhält. Nein, mehr noch: was sie antreibt.

»Du kommst genau richtig für den nächsten Schritt«, sagt Greta. Silbergraue Stirnfransen und eine so zierliche Statur, dass sie auch bei der kleinsten Größe des Schutzkleidungssortiments die Ärmel hochkrepeln muss.

»Tatsächlich«, entgegnet Alesch gut gelaunt. »Es sieht so aus, als würden wir uns endlich der Quadratur des Kreises nähern.«

Sie stehen vor einer massiven Panzerglasscheibe, die den

Blick auf die Halle dahinter freigibt. Auch hier in der Zentrale, gut abgeschirmt von den mächtigen Apparaturen, riecht es nach der metallischen Mischung aus Elektrizität und einem Hauch Desinfektionsmittel. Die Bahnhofsuhr an der Wand zeigt kurz vor neun. Das nostalgische Stück hatte die vorherige Projektleiterin Florence Favre bei der Privatisierung der Bundesbahnen ersteigert. Nachdem sie im vergangenen Herbst auf einer Urlaubsreise tragisch verunglückt war, war Alesch nachgerückt – und hatte die Uhr hängen lassen. Manchmal studiert er die Bewegungen der Zeiger, als könnte er so die Sekunden, die Minuten berühren, um sich zu ermahnen, sie auch zu nutzen. Zudem mag er den optischen Kontrast zu den umliegenden Kontrolltischen, auf denen unübersichtlich viele Knöpfe und Bildschirme neben Drehreglern leuchten. Greta bedient sie mit der Geschwindigkeit einer Konzertpianistin – und auch mit derselben Versunkenheit. Die sie auch stets begleitet, sonst wäre ihr aufgefallen, dass Jean-Marc offensichtlich für sie schwärmt und fast kein gerades Wort rausbringt, wenn sie den Eingang passiert. Doch dieses bisweilen leicht neurotische Wesen macht sie zur perfekten Besetzung als technische Leiterin. Wie andere immer zweimal aus dem Haus gehen, um sicherzugehen, dass der Herd auch wirklich ausgeschaltet ist, verlässt sie ihren Platz nie, ohne jede Funktion mehrmals zu prüfen. Umso überraschter ist Alesch, als er bemerkt, dass die Einstellungen offenbar kurz zuvor verändert worden sind – was ohne seine Anweisung nicht passieren dürfte.

»Wurde in meiner Abwesenheit etwas angepasst?«, fragt er das Offensichtliche, ohne sich die geringste Irritation an-

merken zu lassen. Denn an einer Schaltstelle wie dieser ist der Umgangston ein entscheidender Faktor, um Versagen zu minimieren, zumindest das menschlicher Natur. »Wolfheim?«, hakt er nach.

»Das war ich, aber in seinem Auftrag«, sagt eine Stimme hinter ihm.

Alesch dreht sich um, langsamer als nötig, um seine Gesichtsmuskulatur zu glätten. Doch die Gestalt ist sowieso damit beschäftigt, sich aus dem schweren Isolationsanzug zu schälen, ohne den man die Reaktorhalle nicht betreten darf. Winzige Eiskristalle wirbeln durch die Luft, als der Anzug zu Boden gleitet. Chantal löst den zerzausten rot-blonden Zopf und wischt sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Unter dem Laborkittel blitzt an ihrer Halsbeuge ein vergoldeter Anhänger in Form einer Schwalbenfeder auf.

»Zeit für das Übergabeprotokoll? Die Nachtschicht war lang ...«, fragt sie mit kaum unterdrücktem Gähnen. Alesch ärgert sich ein wenig über ihre demonstrative Gleichgültigkeit ihm gegenüber, auch wenn sie es so vereinbart haben, und auch über die unabgesprochene Änderung. Hofft, dass sie sein Mitbringsel im Kühlschrank übersehen wird. Er könnte es später holen – und selber essen.

»Da stimmt etwas nicht«, sagt Greta plötzlich. »Die Protonenstrahlen fokussieren nicht mehr richtig.« Sie sieht besorgt auf die schwankende Linie auf dem Bildschirm. Eine kleine Abweichung, nicht bedrohlich. Aber genug, um einen Anstieg der Magnetfeldstärke zu verursachen. Ein leichtes Zischen lässt Alesch aufhorchen. Dann wird ihm schlagartig die Bedeutung bewusst.

»Die Magnete laden sich auf!«, spricht Greta seine Gedanken im gleichen Augenblick aus.

»Fahr sie ganz langsam herunter«, sagt Alesch und tritt näher an die Steuerung. Das Brummen wird leiser.

Greta wirft ihm einen kurzen Blick zu und als er nickt, korrigiert sie auch die Strahlbahn des Beschleunigers. Gerade als ein kollektives Aufatmen durch den Raum geht, erklingt ein lautes Warnsignal.

Chantals Finger, die eben noch an der Tastatur beschäftigt waren, halten inne. »Der Mechanismus klemmt.« Auf ihren Wangen breiten sich hektische Flecken aus, das Dröhnen wird lauter.

Alle wissen, was das bedeutet. Ohne ein weiteres Wort zieht Chantal den Isolationsanzug schnell wieder über, greift nach dem Schutzhelm und rennt zurück zur Schleuse.

»Ich kann die Magnete nicht mehr kontrollieren«, sagt Greta mit leicht zitternder Stimme, während sie versucht, die Werte zu stabilisieren.

»Nicht zu schnell absenken«, reagiert Alesch sofort. »Chantal, du musst den Mechanismus manuell lösen. Wir haben das zimal simuliert.«

Mit angehaltenem Atem sehen sie durch das große Fenster zu, wie Chantal ein fahrbares Gerüst an die Maschine schiebt und sich an den fraglichen Ventilen zu schaffen macht. Ein kräftiger Ruck, und das erste löst sich.

»Jetzt musst du an das Zahnrad unter der Abdeckung«, sagt Alesch in den Funk. »Chantal? Hörst du mich?«

Es knistert, dann ein zustimmender Laut. Der Helm auf dem Schutzanzug dreht sich kurz in seine Richtung, dann verschwindet er wieder hinter den Röhren.

»Sollten wir überhitzen, kappst du die Energiezufuhr sofort. Kein Risiko«, sagt er zu Greta.

Sie sieht ihn kurz fragend an. »Das ist gegen das Protokoll von Professor Wolfheim. Wir würden Monate brauchen, um die Schäden zu reparieren.«

»Scheiß auf das Protokoll! Ich riskiere keine Menschenleben«, sagt Alesch, den Blick fest auf die flackernde Linie auf dem Bildschirm geheftet, als könne er sie mit seinen bloßen Gedanken in ihre ursprüngliche Form zurückversetzen.

»Ich hab's, es gibt nach ...«, klingt es aus dem Lautsprecher. Kurz darauf taucht eine behandschuhte Hand auf, die das Victory-Zeichen macht. Erleichterung legt sich auf Aleschs Gesicht.